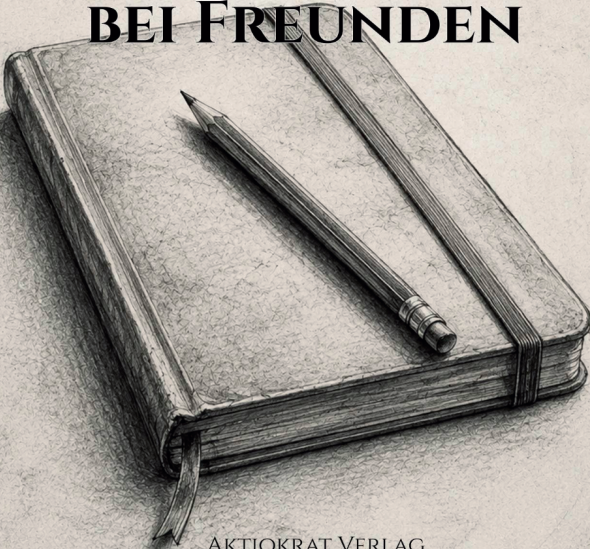


TORSTEN NICODEMUS

Die Fälle von
**INSPECTOR
LESTRADE**

**EIN BESUCH
BEI FREUNDEN**



AKTIOKRAT VERLAG

TORSTEN NICODEMUS

DIE FÄLLE VON
INSPECTOR LESTRADE

EIN BESUCH BEI FREUNDEN

LESEPROBE

AKTIOKRAT VERLAG

Hinweis

Die Figuren Sherlock Holmes, Dr. Watson,
Inspector G. Lestrade und weitere Charaktere
entstammen den Werken von
Sir Arthur Conan Doyle.

Dieses Buch basiert auf dem gemeinfreien Werkbestand
des Autors und versteht sich als freie,
kreative Weitererzählung sowie als respektvolle
Neuinterpretation einzelner gemeinfreier Geschichten.

Dieses Leseprobe-PDF ist urheberrechtlich geschützt.

© 2026 Aktiokrat Verlag · Torsten Nicodemus

Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine unverkäufliche Leseprobe.

Das Haus der elf Leichen

Kapitel 1

Das Bankett des Grauens

Die Droschke verließ die letzten belebten Straßen Londons kurz nach Einbruch der Dunkelheit.

Je weiter wir uns vom Zentrum entfernten, desto stiller wurden die Wege. Das Pflaster wich feuchter Erde, die Laternen standen weiter auseinander, und zwischen den kahlen Bäumen hing jener graue Nebel, der Geräusche verschluckt und selbst Pferdehufe dumpf und fern klingen ließ.

Ich saß schweigend im Innern der Kutsche und betrachtete durch das beschlagene Fenster die vorbeiziehenden Schatten. Der Fahrer hatte seit geraumer Zeit kein Wort mehr gesagt. Wahrscheinlich aus demselben Grund, aus dem Menschen nachts oft schwiegen, wenn sie zu einem Ort unterwegs waren, an dem bereits die Polizei wartete.

Der Fall hatte am Nachmittag begonnen.

Mit einem Telegramm.

Kurz.

Dringend.

Und unerquicklich vage.

Ein verlassenes Herrenhaus außerhalb Londons.

Mehrere Tote.

Unklare Umstände.

Ich zog den Mantel enger um mich und warf einen Blick auf meine Taschenuhr. Die Zeiger rückten langsam voran, als hätten selbst sie keine Eile, dieses Haus zu erreichen.

Dann verlangsamte die Droschke plötzlich ihr Tempo.

Vor uns tauchten hohe eiserne Tore aus dem Nebel auf.

Dahinter lag das Anwesen.

Die Villa erhob sich dunkel und reglos hinter einer Reihe alter Ulmen, deren Äste sich wie schwarze Finger gegen den Himmel reckten. Selbst aus der Entfernung wirkte das Gebäude seltsam leblos — nicht verlassen, sondern still auf jene Art, die Häuser manchmal entwickeln, nachdem etwas darin geschehen ist, das nicht mehr rückgängig gemacht werden kann.

Vor dem Eingang standen mehrere Constables mit Laternen.

Die Droschke hielt.

Noch bevor ich ausgestiegen war, trat bereits ein junger Beamter an die Tür und zog nervös den Helm zurecht.

„Inspector Lestrade, Sir.“

Ich stieg aus, und die feuchte Nachtluft schlug mir entgegen.

„Wer hat die Toten gefunden?“ fragte ich.

Der junge Constable wechselte einen unsicheren Blick mit seinem älteren Kollegen.

„Niemand direkt, Sir“, antwortete schließlich der Ältere. „Ein Nachbar hat gestern Abend Schreie gehört. Heute Morgen kam niemand auf Klingeln oder Klopfen heraus. Also wurde die Polizei gerufen.“

„Und im Haus?“

„Niemand.“

Ich blieb stehen.

„Niemand?“

„Nein, Sir. Kein Dienstpersonal. Keine Familie. Keine Gäste. Das ganze Haus war leer.“

Er sprach den letzten Satz leiser aus, als gefiele ihm selbst der Klang davon nicht.

Ich blickte zur Villa hinauf.

Mehrere Fenster lagen schwarz da. Andere wurden vom schwachen Licht der Laternen gestreift und wirkten wie blinde Augen.

„Wo befinden sich die Leichen?“ fragte ich.

Der ältere Constable schluckte sichtbar.

„Im Keller, Sir.“

Eine kurze Pause.

Dann fügte er hinzu:

„Alle zusammen.“

Der Wind strich durch die Bäume hinter dem Haus und ließ irgendwo einen losen Fensterladen schlagen.

„Wie viele?“ fragte ich ruhig.

„Elf.“

Ich sagte einen Augenblick nichts.

Nicht wegen der Zahl.

Sondern wegen des Tons, in dem der Mann sie ausgesprochen hatte.

Er hatte schon Tote gesehen.

Viele vermutlich.

Aber nicht so.

„Und?“ fragte ich schließlich. „Was genau ist so besonders daran?“

Der jüngere Constable antwortete diesmal sofort, beinahe hastig:

„Sir... wir haben so etwas noch nie gesehen.“

Ich musterte ihn kurz.

Sein Gesicht war blass.

Nicht die Blässe eines Mannes, dem übel war — sondern die eines Menschen, der etwas betrachtet hatte, das nicht in sein Verständnis der Welt passte.

„Dann“, sagte ich ruhig und zog die Handschuhe aus, „sehen wir es uns an.“

Die Eingangstür stand bereits offen.

Drinne war es still.

Keine Schritte.

Keine Stimmen.

Kein Geräusch eines Hauses, in dem Menschen leben.

Nur das leise Ticken einer Standuhr irgendwo in der Dunkelheit.

Ein weiterer Constable wartete in der Halle mit einer Laterne in der Hand. Das Licht warf lange Schatten über die Wände und ließ die Gemälde der Vorfahren aussehen, als würden sie die Eindringlinge missbilligend beobachten.

„Hier entlang, Sir.“

Wir gingen durch den Flur.

Der Geruch traf mich noch bevor wir die Kellertreppe erreichten.

Etwas anderes lag darin.

Feuchte Erde.

Kerzenwachs.

Und ein süßlicher Unterton, den ich nicht sofort einordnen konnte.

Die Treppe führte tief hinab.

Das Licht der Laternen zitterte über nackten Stein, während unsere Schritte dumpf widerhallten.

Unten angekommen blieb der führende Constable plötzlich stehen.

Er drehte sich zu mir um.

„Inspector...“

„Ja?“

Der Mann zögerte.

Dann sagte er leise:

„Egal, was Sie gleich glauben zu sehen... wir haben nichts angefasst.“

Ich erwiderte nichts.

Der Constable hob langsam die Laterne.

Langsam schwang die Tür auf.

Doch für einen kurzen Augenblick begriff ich dennoch nicht, was ich sah. Mein Verstand erkannte Einzelheiten — Licht, Holz, Gesichter, Gläser — aber weigerte sich, daraus sofort ein Bild zu formen.

Der Raum war groß.

Größer, als ich unter einem Keller erwartet hätte.

Die Decke wurde von schweren Balken getragen, an denen das Licht der Laternen zitterte. An den Wänden standen Regale mit alten Weinflaschen und staubbedecktem Silbergeschirr, doch nichts davon zog den Blick auf sich.

Denn in der Mitte des Raumes stand ein langer Tisch.

Ein gewaltiger Tisch aus dunklem Holz.

Und an diesem Tisch saßen elf Tote.

Ich hörte hinter mir, wie einer der jüngeren Constables scharf Luft holte, obwohl er das Bild bereits kannte.

Fünf saßen zur linken Seite.

Fünf zur rechten.

Der elfte Tote saß am unteren Ende des Tisches, direkt uns gegenüber, als hätte er den Vorsitz geführt oder die Gäste empfangen wollen.

Und am anderen Ende —

am entferntesten Platz —

stand ein leerer Stuhl.

Zwölf Plätze.

Elf Tote.

Ein leerer Sitzplatz.

Für einen Moment sagte niemand etwas.

Die Szene hatte etwas derart Unwirkliches, dass der Raum eher wie ein eingefrorener Augenblick wirkte als wie ein Tatort. Die Körper waren nicht übereinander gestürzt wie bei Panik oder Gewalt. Einige saßen noch beinahe aufrecht. Andere waren zur Seite gesunken. Einer hing halb über dem Tisch, die Finger noch um ein Glas gekrampft.

Doch alle waren tot.

Vor ihnen standen Teller.

Besteck.

Gläser.

Und fast jedes Glas war angerührt worden.

Manche lagen umgestürzt auf dem Tischtuch, sodass sich die dunkle Flüssigkeit darüber verteilt hatte wie vertrocknetes Blut. Andere standen noch aufrecht, halb geleert. Bei einigen schwammen die letzten Reste der Flüssigkeit im Licht der Laternen schwarz und schwer am Glasrand entlang.

Der Geruch im Raum war dicht und unerquicklich.

Nicht nur Tod.

Wein.

Kerzenwachs.

Feuchte Erde.

Und darunter etwas Bitteres.

Etwas Chemisches.

Langsam trat ich näher.

Meine Schritte klangen unnatürlich laut zwischen diesen reglosen Gestalten.

„Mein Gott...“, murmelte der junge Constable hinter mir.

Ich antwortete nicht.

Mein Blick glitt über die Gesichter.

Männer.

Frauen.

Gut gekleidet.

Keine sichtbaren Verletzungen.

Ein älterer Herr saß noch beinahe würdevoll in seinem Stuhl, als hätte ihn der Tod mitten in einem Gespräch unterbrochen. Neben ihm war eine Frau nach hinten gesunken, der Mund leicht geöffnet, die Augen noch halb wach vor einem Schrecken, den sie offenbar erst begriffen hatte, als es bereits zu spät gewesen war.

Ein weiterer Mann lag mit der Stirn auf dem Tisch.

Neben seiner Hand stand ein umgestürztes Glas.

Ich blieb stehen.

Der leere Stuhl am Ende des Tisches zog den Blick beinahe magisch an.

Er wirkte nicht zufällig leer.

Nicht wie ein Platz, den jemand kurz verlassen hatte.

Sondern wie ein Platz, der bewusst freigelassen worden war.

„Niemand sonst im Haus?“ fragte ich leise.

„Niemand, Sir“, antwortete der ältere Constable sofort. „Wir haben jeden Raum durchsucht.“

Ich trat an den Tisch heran.

Zwölf Teller.

Zwölf Gläser.

Zwölf Messer.

Zwölf Gedecke.

Doch nur elf Tote.

Meine Augen wanderten erneut zum leeren Platz.

Vor ihm stand ebenfalls ein Glas.

Es war das einzige, das noch beinahe voll war.

Nicht unberührt.

Aber kaum angetastet.

Daneben lag die Serviette ordentlich gefaltet.

Zu ordentlich.

Als hätte derjenige den Platz entweder nie richtig benutzt —
oder ihn mit bemerkenswerter Ruhe verlassen.

Ich beugte mich leicht vor und roch vorsichtig am Glas eines der
Toten.

Bittermandel.

Sehr schwach.

Aber vorhanden.

Gift.

Ich richtete mich langsam wieder auf.

„Niemand hat jemanden das Haus verlassen sehen?“ fragte ich.

„Nein, Sir.“

„Fenster?“

„Von innen verriegelt.“

„Andere Ausgänge?“

Der ältere Constable schüttelte den Kopf.

Ich sah erneut über den Tisch.

Elf Tote.

Ein leerer Platz.

Ein gemeinsames Essen.

Und irgendwo in London lief ein zwölfter Mensch frei herum

—

einer, der mit diesen Leuten an diesem Tisch gegessen hatte, als sie starben.

Der Wind strich draußen um das Gemäuer, und für einen kurzen Augenblick hatte ich das unangenehme Gefühl, nicht einen Tatort zu betrachten, sondern das Ende eines Gesprächs, dessen Anfang noch niemand verstand.

Ich blieb noch mehrere Minuten reglos am Tisch stehen und ließ den Blick über die Szene wandern. Je länger ich sie betrachtete, desto weniger wirkte sie wie ein chaotisches Verbrechen — und desto mehr wie eine sorgfältig komponierte Botschaft.

Elf Tote.

Zwölf Plätze.

Und ein leerer Stuhl, der beinahe lauter sprach als die Leichen selbst.

„Niemand verlässt das Haus“, sagte ich schließlich. „Und niemand berührt diese Gläser.“

Der ältere Constable nickte sofort.

„Jawohl, Sir.“

Ich deutete auf die Tischreihe.

„Ich will jedes einzelne Glas getrennt verpackt haben. Ebenso die Karaffen, die Teller und sämtliche Bestecke.“

Der junge Beamte sah mich fragend an.

„Sie glauben an Gift, Sir?“

Ich blickte erneut auf die dunklen Flüssigkeitsreste in den Gläsern.

„Ich glaube“, sagte ich ruhig, „dass elf Menschen selten gleichzeitig sterben, ohne dass jemand nach hilft.“

Ich trat an den leeren Platz.

Das Glas dort war kaum angerührt worden.

Ein einzelner Schluck vielleicht.

Nicht mehr.

Ich hob es vorsichtig gegen das Licht der Laterne. Die Flüssigkeit schimmerte dunkelrot.

„Und dieses hier besonders“, sagte ich. „Prüfen Sie auch dieses Glas.“

„Obwohl niemand daran saß, Sir?“

„Gerade deshalb.“

Der ältere Constable räusperte sich leicht.

„Und wonach sollen wir suchen lassen?“

Ich ließ den Blick noch einmal über die Gesichter der Toten gleiten. Mehrere hatten jene eigentümliche Verfärbung um Mund und Lippen, die ich bereits früher bei Vergiftungen gesehen hatte.

Nicht deutlich.

Aber vorhanden.

„Blausäure“, sagte ich leise.

Der junge Constable schluckte sichtbar.

„Alle?“

„Wenn ich recht habe“, antwortete ich, „dann ja.“

Der Wind schlug irgendwo gegen das Gemäuer, und für einen Moment klang das Geräusch wie ein ferner Schlag gegen eine Tür.

Ich wandte mich wieder dem Tisch zu.

„Aber finden Sie heraus“, sagte ich leise, „warum ein Platz leer blieb.“

Der Verräter im Yard

Kapitel 1

Wieder zu spät

Es gibt Niederlagen, an die man sich gewöhnt.

Nicht weil sie leichter würden.

Sondern weil man irgendwann aufhört, sich über sie zu wundern.

Der Regen hatte London seit dem frühen Morgen fest im Griff. Graue Wolken hingen tief über den Dächern, und das Wasser sammelte sich in den Spurrillen der Straßen, während unsere Droschke durch Whitechapel rumpelte. Vor den Fenstern glitten Schornsteine, Lagerhäuser und schmale Mietskasernen vorbei, deren Backsteinfassaden vom Ruß vieler Jahrzehnte geschwärzt waren.

Mir gegenüber saß Sergeant Bradshaw.

Er hielt den Durchsuchungsbefehl bereits seit der Abfahrt in den Händen, als könne das Papier allein verhindern, dass diesmal wieder etwas schiefging.

„Der Informant gilt als zuverlässig, Sir“, sagte er schließlich.

Ich nickte nur.

Diesen Satz hatte ich in den vergangenen Monaten oft genug gehört.

Zu oft.

Die Droschke bog in eine schmale Seitenstraße ein und hielt wenige Augenblicke später vor einem langgestreckten Backsteingebäude, dessen große Holztore mit schweren Eisenbändern beschlagen waren.

Ein Constable trat sofort an die Kutsche.

„Alles bereit, Inspector.“

Ich stieg aus und blickte kurz die Straße entlang.

Ungewöhnlich ruhig.

Kein Fuhrwerk.

Keine Arbeiter.

Nur der Regen, der gleichmäßig auf das Kopfsteinpflaster fiel.

„Positionen?“

„Alle Ausgänge besetzt, Sir.“

„Gut.“

Ich zog die Handschuhe fester über die Finger.

„Dann hinein.“

Vier Constables stemmten sich gleichzeitig gegen das schwere Tor.

Die Scharniere ächzten.

Mit einem dumpfen Knarren öffnete sich der Eingang.

„Scotland Yard!“

Mehrere Beamte stürmten gleichzeitig in das Lagerhaus.

Ich folgte langsamer.

Der Geruch traf mich sofort.

Kohle.

Feuchtes Holz.

Und...

frischer Eintopf.

Mitten im Raum stand ein eiserner Ofen.

Darauf köchelte noch ein Topf.

Daneben lagen mehrere Blechteller.

Einer davon halb gefüllt.

Ich blieb stehen.

Bradshaw trat neben mich.

„Verdammt.“

Ein Constable kam aus dem hinteren Teil des Gebäudes gelaufen.

„Niemand hier, Sir.“

„Keller?“

„Leer.“

„Obergeschoss?“

„Ebenfalls.“

Ich ging langsam weiter.

Auf einer Werkbank lagen noch Werkzeuge.

Eine Pfeife glomm schwach in einem Aschenbecher.

Ich hob sie vorsichtig an.

Sie war noch warm.

Sehr warm.

Ich stellte sie wortlos zurück.

Vor einem Tisch blieb ich erneut stehen.

Drei Spielkarten.
Eine geöffnete Flasche Bier.
Daneben ein Stück Brot, aus dem gerade erst abgebissen worden
war.

Niemand verlässt freiwillig ein Essen so.

Nicht ohne Grund.

„Fenster!“

Ein Constable rief aus dem hinteren Teil des Gebäudes:

„Inspector!“

Ich folgte seiner Stimme.

Das Fenster stand offen.

Draußen führte eine schmale Holzterasse auf einen Hinterhof.

Der Regen hatte den Boden aufgeweicht.

Mehrere frische Fußspuren zeichneten sich deutlich im
Schlamm ab.

Ich ging in die Hocke.

Mindestens sechs Männer.

Vielleicht sieben.

Keine Stunde alt.

Der Constable schüttelte den Kopf.

„Wir waren zu spät.“

Ich richtete mich langsam wieder auf.

„Nein.“

Er sah mich fragend an.

„Wir waren nicht zu spät.“

Ich blickte noch einmal über das verlassene Lager.

Den warmen Ofen.

Die Pfeife.

Den gedeckten Tisch.

Die frischen Spuren.

„Sie wussten, dass wir kommen.“

Hinter mir wurde es still.

Niemand widersprach.

Denn jeder der Männer dachte in diesem Augenblick dasselbe.

Das hier war inzwischen kein Zufall mehr.

Ich trat langsam zurück in den großen Lagerraum.

Der Regen trommelte gegen die hohen Fensterscheiben.

Bradshaw trat an meine Seite.

„Sir...“

Ich sah ihn an.

„Soll ich den Bericht vorbereiten?“

Ich schwieg einen Moment.

Dann nickte ich langsam.

„Ja.“

Meine Stimme klang ruhiger, als ich mich fühlte.

„Und lassen Sie sich sämtliche fehlgeschlagenen Razzien der vergangenen sechs Monate bringen.“

Bradshaw runzelte die Stirn.

„Alle, Sir?“

„Alle.“

Er nickte knapp und verschwand.

Ich blieb noch einen Augenblick allein in dem verlassenen Lagerhaus stehen.

Vor mir dampfte der Eintopf leise vor sich hin.

Jemand hatte ihn gekocht.

Jemand hatte gegessen.

Jemand hatte gelacht.

Und nur wenige Minuten bevor wir das Gebäude betraten, hatte jemand gewusst, dass Scotland Yard unterwegs war.

Zum ersten Mal ließ ich den Gedanken zu, den ich seit Wochen verdrängt hatte.

Der Mann, den wir suchten...

...befand sich vielleicht gar nicht hier draußen.

Sondern bei uns im Yard.

Der Fall Charles Augustus Milverton

Kapitel 1

Ein Klopfen nach Mitternacht

Es war weit nach Mitternacht, als das Donnern gegen meine Haustür mich aus dem Schlaf riss.

Zunächst glaubte ich, irgendein Betrunkener habe sich in der Adresse geirrt. In den Straßen Londons kam so etwas häufiger vor, als man annehmen sollte, besonders in Nächten mit schlechtem Wetter und geschlossenen Pubs.

Dann folgte ein zweites Hämmern.

Lauter.

Dringlicher.

Neben mir bewegte sich meine Frau unruhig unter der Decke.

„Gregory...“, murmelte sie verschlafen. „Da ist jemand an der Tür.“

„Offensichtlich“, brummte ich.

Das dritte Klopfen ließ keinen Zweifel mehr daran, dass dort draußen niemand vorhatte, freiwillig wieder zu verschwinden.

Ich setzte mich seufzend auf.

Das Schlafzimmer lag dunkel da, nur das schwache Licht der Straßenlaternen drang durch die Vorhänge. Draußen peitschte Regen gegen die Fensterscheiben, und irgendwo in der Ferne rumpelte eine Kutsche über das nasse Pflaster.

Meine Frau richtete sich etwas auf.

„Scotland Yard?“

„Wann ist es das nicht?“

Sie schnaubte leise.

Selbst nach all den Jahren hatte sie sich nie ganz daran gewöhnt, dass Verbrechen selten Rücksicht auf Uhrzeiten nahmen.

Während ich nach Hemd und Hose griff, wurde erneut gegen die Tür gehämmert.

„Ja, ja, ich lebe noch“, murmelte ich.

„Nimm den schweren Mantel“, sagte meine Frau.

„Es regnet nur.“

„Es regnet in London nie nur.“

Damit hatte sie bedauerlicherweise recht.

Ich zog mich hastig an, während unten erneut gegen die Tür geschlagen wurde. Auf halbem Weg zur Treppe blieb ich noch einmal stehen, denn meine Frau war inzwischen aus dem Bett gestiegen und hatte mir den Schal gereicht, den ich regelmäßig zu vergessen pflegte.

„Du wirst ihn ohnehin brauchen.“

„Du klingst wie meine Mutter.“

„Dann solltest du umso besser auf mich hören.“

Ich nahm den Schal.

Für einen kurzen Moment standen wir beide im Halbdunkel des Flures.

Es gab viele Nächte wie diese. Zu viele vielleicht. Nächte, in denen fremde Hände gegen unsere Tür hämmerten, weil irgendwo in London ein Mensch gestorben war und ein anderer Mensch dafür verantwortlich gemacht werden musste. Früher hatte ich kaum darüber nachgedacht. Man stand auf, zog sich an, ging hinaus und tat seine Pflicht.

Doch mit den Jahren begann man zu merken, dass jede dieser Nächte auch in den eigenen vier Wänden Spuren hinterließ.

Meine Frau sah mich an.

„Komm diesmal zurück, bevor London wieder aufwacht.“

„Ich gebe mir Mühe.“

„Das sagst du immer.“

„Ich bin Polizist. Wir wiederholen uns gern.“

Sie lächelte schwach, doch ihre Augen blieben ernst.

Dann ging ich hinunter.

Unten im Flur zog kalte Luft durch das Haus, als ich die Tür öffnete.

Davor stand ein junger Constabler, durchnässt bis auf die Knochen. Regenwasser lief ihm vom Helm über Gesicht und Mantel, und er wirkte, als sei er beinahe den gesamten Weg gerannt.

„Inspector Lestrade?“

„Nein“, sagte ich trocken. „Der Milchmann. Was gibt es?“

Der Constabler rang kurz nach Atem.

„Dringender Mordfall, Sir.“

Natürlich.

„Wo?“

„Appledore Towers, Sir.“

Ich runzelte die Stirn.

Der Name sagte mir etwas.

Nicht wegen des Hauses selbst.

Wegen seines Besitzers.

„Milverton?“ fragte ich sofort.

Der Constabler nickte.

„Charles Augustus Milverton wurde vor ungefähr einer Stunde erschossen aufgefunden.“

Für einen Augenblick sagte ich nichts.

Nicht weil mich der Tod überraschte.

Sondern weil es ausgerechnet Milverton getroffen hatte.

Es gab in London vermutlich keinen zweiten Mann, dessen Ab-
leben zugleich so viele Menschen erschrecken und erleichtern
konnte.

Charles Augustus Milverton war reich.

Gebildet.

Höflich.

Und einer der widerwärtigsten Menschen, denen ich je begegnet
war.

Er lebte von Geheimnissen.

Nicht von seinen eigenen.

Von denen anderer Menschen.

Briefe.

Affären.

Spielschulden.

Politische Kontakte.

Private Schwächen.

Milverton sammelte solche Dinge wie andere Männer Briefmarken.

Und anschließend verkaufte er den Betroffenen ihre eigene Ruhe zurück.

Ich hatte früher bereits mit ihm zu tun gehabt. Nicht oft, denn Milverton verstand es meisterhaft, sich außerhalb der Reichweite des Gesetzes zu bewegen. Gegen ihn lagen Beschwerden vor, doch selten Aussagen. Menschen kamen zur Yard, bleich, zitternd, empört — und verschwanden wieder, sobald sie begriffen, dass eine Anzeige auch bedeutete, das eigene Geheimnis vor Gericht wiederzufinden.

Milverton wusste das.

Er kannte die Schwäche der anständigen Leute.

Und er verdiente damit ein Vermögen.

Einmal hatte er sogar selbst Scotland Yard betreten, in tadellosem Mantel, mit glänzenden Handschuhen und einem Lächeln, das so sauber wirkte wie ein frisch geschärftes Messer. Er hatte uns mitgeteilt, er sei Opfer einer Verleumdung geworden. Ich erinnere mich noch genau daran, wie er in meinem Büro stand und mich ansah, als sei ich ein Möbelstück, das man zu verrücken vergessen hatte.

Damals hatte ich ihn nicht festnehmen können.

Heute Nacht lag er tot.

„Wie wurde er erschossen?“ fragte ich.

„Mehrfacher Treffer in die Brust, Sir.“

„Tatwaffe?“

„Vermutlich ein Revolver.“

Ich nickte knapp.

„Warten Sie.“

Wenige Minuten später saß ich bereits neben dem Constabler in einer Droschke, während der Regen gegen das Dach schlug und London in verschwommenen Schatten an uns vorbeizog.

Die Straßen waren beinahe leer.

Nur vereinzelt huschten Nachtgestalten durch die Dunkelheit, Kutschen rumpelten über das nasse Pflaster, und aus manchen Fenstern fiel noch Licht auf die regennassen Gehwege.

„Wer fand die Leiche?“ fragte ich.

„Der Butler, Sir. Angeblich hörte niemand die Schüsse wegen des Gewitters.“

„Wie praktisch.“

Der Constabler antwortete darauf lieber nicht.

Er war jung. Zu jung, um zu wissen, dass Mordfälle selten mit klaren Antworten beginnen und noch seltener mit ehrlichen Zeugen. Er saß steif neben mir, die Hände auf den Knien, und versuchte, nicht zu frieren.

„Kannten Sie Milverton?“ fragte ich.

„Nur dem Namen nach, Sir.“

„Dann beneide ich Sie.“

Der Constabler blickte kurz zu mir herüber, sagte aber nichts.

Die Droschke rumpelte weiter durch die Nacht.

Ich lehnte mich etwas zurück und betrachtete schweigend die vorbeiziehende Stadt.

Milverton tot.

Erschossen.

Und mitten in der Nacht aus dem Bett geholt.

Irgendetwas sagte mir bereits jetzt, dass dieser Fall unerquicklich werden würde.

Sehr unerquicklich.

Die Fahrt dauerte beinahe vierzig Minuten.

Appledore Towers lag außerhalb der laueren Teile Londons, abgeschirmt hinter Mauern, Bäumen und jener unangenehmen Sorte Reichtum, die sich möglichst weit von gewöhnlichen Menschen entfernt halten wollte.

Als wir ankamen, standen bereits zwei Polizeikutschen vor dem eisernen Tor.

Licht brannte in mehreren Fenstern des Hauses.

Bedienstete huschten nervös durch die Eingangshalle.

Und selbst draußen im Regen spürte man die Unruhe, die über dem Anwesen lag.

Das Tor stand offen. Dahinter führte ein Kiesweg zu einem breiten, dunklen Haus, dessen Fenster wie wachsame Augen in die Nacht blickten. An den Mauern tropfte Regenwasser herab. Eine Gaslaterne nahe der Auffahrt flackerte im Wind und warf lange, zittrige Schatten über den Boden.

Ein älterer Sergeant kam uns sofort entgegen.

„Inspector.“

„Wie sieht es aus?“

„Niemand hat das Haus verlassen, Sir. Die Bediensteten befinden sich alle noch hier.“

„Gut.“

„Der Arzt ist ebenfalls eingetroffen.“

„Und der Tote?“

„Im Arbeitszimmer.“

Ich zog die Handschuhe enger und stieg die nassen Stufen zum Eingang hinauf.

Schon im Flur bemerkte ich den Geruch.

Pulverrauch.

Schwach inzwischen.

Aber noch vorhanden.

Der Sergeant führte mich ohne viele Worte durch das Haus bis zum Arbeitszimmer.

Vor der Tür blieb er kurz stehen.

Dann öffnete er sie langsam.

Und sofort wusste ich, dass diese Nacht noch sehr viel unangenehmer werden würde.

Möchtest du wissen, wie es weitergeht?

Der vollständige Roman ist jetzt erhältlich.

Alle Kaufmöglichkeiten findest du auf unserer Webseite:

[https://aktiokrat.com/de/reihen/
die-faelle-von-inspector-lestrade](https://aktiokrat.com/de/reihen/die-faelle-von-inspector-lestrade)

Vielen Dank, dass du die Leseprobe gelesen hast.

Wir hoffen, du bist genauso gespannt auf die Fortsetzung
wie Holmes, Watson und Lestrade!